

## „Deutsche Zerstörungen“ im Rückzuge.

Ein höherer Schweizerischer Generallieutenant, Major Mercier, läßt sich über die „Zerstörungen“, die den auf feindlichen Boden kämpfenden deutschen Truppen zum Vorwurf gemacht werden, also vernehmen:

Es werden gegenwärtig in der Entente-Prese den deutschen Truppen die größtmöglichen Greuelthaten nachgesagt, die sie auf ihrem Rückzuge verüben sollen. Da ich im Sommer dieses Jahres an der deutschen Front in Frankreich weite und mich dort ganz frei bewegen konnte, wohin ich wollte, scheint es mir ein Gebot der Gerechtigkeit zu sein, kurz mitzuteilen, was ich dort in bezug auf das Benehmen der Deutschen in Feindesland gesehen habe.

Wenige Tage nach dem Durchbruch der Armee v. Böhm überbricht ich den Chemin des Dames und gelangte bis nahe an die Marne. Trotzdem die Siegesfreude bei dieser Armee gewaltig war und ihr große Ortschaften fast lamplos aufleuchteten, sah ich nicht an einem einzigen Orte auch nur die Spuren einer brutalen Plünderung. Auch von den sehr vielen Zivilpersonen in ganz verschiedener Stellung, die ich sprach, hörte ich keine einzige Klage über eine schlechte oder tobe Behandlung. Ungefähr mit mir reisten hinter den vordringenden Truppen sogenannte Bergungskommissionen, die aus den panfartig verlassenen Häusern die wertvollen Gegenstände zusammennahmen, den Ursprung genau feststellten und sie vor dem Untergang schützten, um sie später wieder ihren Eigentümern zutun können zu lassen. Ich hatte Gelegenheit, verschiedene Lazarette zu sehen, und ich war Zeuge, wie deutsche Chirurgen französische Gefangene operieren, so gewissenhaft, wie wenn es ihre eigenen Leute wären. In der Stadtkirche in Braisne war ein großes Lazarett eingerichtet, zwei kleine Seitenschiffe waren als Operationszimmer verwendet, und im Hauptschiff lagen in sauberen Feldbetten nebeneinander deutsche und französische verwundete Gefangene. Während die Abendsonne durch die bunten Glasfenster ihre Strahlen in das Innere des großen Raumes warf, trödelte das Orgelspiel eines deutschen Feldgeistlichen die lebenden Anwesenden.

Gegenwärtig liest man, wie besonders Cambrai von den Deutschen verwüstet worden sei, während es vor dem Rückzug unberührt geblieben sei. Wer je eine Stadt gesehen hat, um die schwere Kämpfe getobt haben, wird nicht glauben, daß sie aus demselben unberührt hervorgehen könne. In Soissons beispielsweise wurde durch die französische Beschießung, während die Deutschen in der Stadt waren, ein französisches Sprengstofflager zur Explosion gebracht, und die Explosion hatte den Einsturz eines Quartiers in der Nähe der Kathedrale zur Folge.

Nach meinen Wahrnehmungen wurden auch über die Zerstörungen während des sogenannten Sündenbegriffes gänzlich falsche Meldungen verbreitet. Wer etwa glaubt, daß in jenem Rückzugsgebiet alles dem Erdboden gleich gemacht worden sei, täuscht sich. Zerstört wurden nur die Straßenfreuzungen, die Brücken und diejenigen Gebäude, welche durch ihre Lage und Befestigung dem Gegner von besonderem Nutzen sein konnten. Meine neutralen Begleiter und ich stellten fest, daß sich die Zerstörungen tatsächlich nur auf das militärisch Notwendige beschränkten, und daß nirgendwo darüber hinausgegangen sei. Wer jetzt die Meldungen liest, die aus dem Westen zu uns kommen, der möchte leicht der Meinung werden, daß die deutsche Armee sich nur aus ruckeligen Anzügen zusammensetzte, denen nichts mehr heilig ist. Dieser Auffassung gegenüber weise ich auf die zahlreichen deutschen Kriegerfriedhöfe in Frankreich hin. Dort liegen deutsche und französische Krieger in gleich schön gepflegten Gräbern, und die Architektur, die die Friedhöfe kunstvoll umschließen, hat es verstanden, eine verbindende friedliche Stimmung über die Felder zu bringen, auf denen diejenigen, welche sich im Leben als

tapigere Söhne ihres Landes bekämpften, die ewige Ruhe nebeneinander gefunden haben.

Ob wohl diese sachlichen Darlegungen eines neutralen Beobachters dem Verleumdungsfeldzug, den die Feinde gegen unser tapigere Heer eröffnet haben, ein Ende bereiten werden? Es ist leider kaum zu erwarten, daß sich die gegnerische Heerespresse durch den Schweizerischen Offizier ihre vergifteten Waffen aus den Händen winden lassen wird.

## Ohne Bundesgenossen.

Berlin, im November.

Was man seit langem erwarten konnte, ist in der letzten Oktoberwoche Ereignis geworden: Der letzte Bundesgenosse hat sich treulos von uns gewandt. Wir dürfen in diesem Fall auf das Wort „treulos“ besonderen Nachdruck legen, denn was letzten Endes alle deutschen Herzen neben der Trauer und dem Schmerz um den letzten verlorenen Waffengehährten erfüllt, ist doch ein ganz anderes Gefühl, das man nicht in Worte fassen, von dem man aber sagen kann, daß es außerordentlich peinlich ist. Es ist nicht, daß der Bundesgenosse uns verließ, sondern wie er uns verließ, die Eile, mit der er sich von uns löste, um aus dem Zusammenbruch für den Kaiser ohne Land die Krone zu retten. Und wenn man sich nebenbei klarmacht, wie letzten Endes als Lauchobst für die Krone das Deutsche bestimmt war, wie man es darauf, die zehn Millionen Deutsche an Tschechen und Südslaven zu verpacken, so kann man sich des peinlichen Gefühls eines hinterhältigen Treubruches nicht erwehren. — Mit Österreich ist in sich völlig zusammengebrochen, und es ist nicht verwunderlich, daß der Zusammenbruch unmittelbar in Meer und Flotte schreckliche Wirkungen auslöst. Alle Bande sind zerrissen. Die stolze k. und k. Flotte, an deren Entstehung, Ausbau und Förderung die Deutschen keinen geringen Anteil haben, ist den Kroaten, die Donaukroatische den Ungarn verschenkt worden, als sei sie von vornherein nur auf Abbruch bei günstiger Gelegenheit gebaut. Von der Piave ostwärts durch die venezianische Ebene, die mit deutschem Helmbhut getränkt ist, wälzt sich das österreichisch-ungarische Heer in voller Ausbildung, denn die Oberste Heeresleitung hat ja den einzelnen Nationalitäten, die noch gegen Italien kämpfen, freigestellt, sich ihren heimatischen Nationalitäten zur Verfügung zu stellen. Und wie an der Front, so auch hinter der Front volle Ausbildung. In Ungarn tobt die Revolution, heute hat der Militärminister, morgen der Nationalrat, heute Graf Rabot, morgen Graf Karolyi die Regierung in Händen. Nur vom König redet keiner mehr; es gibt keinen ungarischen König mehr, Ungarn ist Republik. — Und daselbe Chaos in Österreich. Auch dort ist von König und Kaiser, so sehr er sich um das Wohlwollen der einzelnen Nationalitäten bemüht, nicht die Rede. Ein sterbender Staat, eine verfallende Dynastie, ein nutzloser Treubruch, ein Verrat ohne Kränze. — In den künftigen Kriegswinter treten wir ein ohne Bundesgenossen. Auf uns allein gestellt, umringt von Feinden, oder (was noch schlimmer ist) von unzuverlässigen Freunden. Da darf uns die bange Frage nicht schrecken: Was nun? Nie war es deutsche Art, in der Gefahr zu verzagen. Wir zitterten vor ihr, wir fürchteten den Abfall der Bundesgenossen und fürchteten einen Augenblick lang das Alleinsein. Heute ist diese Anwendung überwunden, sie muß überwunden sein, wenn wir nicht mit dem verlorenen Kriege auch die Schwäche beklagen wollen, im letzten Augenblick uns selber aufgegeben zu haben, in dem Augenblick, da würdige Haltung und Selbstbewußtsein aus einem Trümmerhaufen zu retten vermag, was noch übrig ist, dem neuen Leben, dem neuen Deutschland als Fundament zu dienen. Es ist ein hohes Schicksal, das dieser künftige Kriegswinter über uns verhängt. Aber wir müssen hindurch, wenn wir nicht Knechte sein, wenn wir nicht als Leinwand unserer Feinde werden wollen. Wenn je in deutschen Leben, so muß die Parole dieser Tage heißen:

Arbeiten, nicht verzweifeln. Ob nun der Krieg weiter geführt, oder ob der Neubau nach Friedensschluß in Angriff genommen werden muß, deutsche Art, deutsches Weien müssen sich in der Welt behaupten, trotzdem und trotzdem. Das moralische Ergebnis dieses Krieges muß alle seine Verluste überwiegen. Wir müssen es trotz aller Schwierigkeiten in die Scheuern bergen, auch ohne Bundesgenossen. M. A. D.

## Politische Rundschau.

Deutschland.

\* Die angeländigte Ernennung des Generalleutnants Groener zum Ersten Generalquartiermeister ist vollzogen. Groener kam vor allem als Organisator und Leiter der Demobilisierung für den Posten des Generalquartiermeisters in Frage. Für die



Graf Tisza.

Graf Stephan Tisza, der in Budapest das Opfer eines Neoliberalenattentats geworden ist, war am 21. Juni 1861 in Budapest geboren worden, hatte an deutschen Hochschulen studiert und wurde schon mit 25 Jahren, 1886, zum Abgeordneten gewählt. Sein krautvolles Auftreten vermittelte ihm in mehrere Ehrenämter, die mit dem Säbel ausgeführt wurden. Er war Präsident mehrerer Finanzinstitute und mehrere Male ungarischer Ministerpräsident, zuerst seit dem 31. Oktober 1903. Vor einigen Monaten wurde er durch Welsch abgelöst.

Bildung dieser schwierigen Aufgaben konnte er als besonders geeignet gelten, da er beim Ausbruch des Krieges Chef des Feldpostensachwesens gewesen ist, dann Chef des Kriegsamtes wurde und zuletzt in der Ukraine organisatorisch tätig war.

\* Der Bundesrat hat in seiner letzten Sitzung angenommen: die Entwürfe einer Bekanntmachung über die Geltendmachung von Ansprüchen von Personen, die im Auslande ihren Wohnsitz haben, sowie einer Bekanntmachung, betreffend die Fristen des Wechsels und Scheckrechts für Gläubiger, die Vorträge wegen Unprüfung von Silbermünzen, den Entwurf einer Bekanntmachung, betreffend Anlauf von Menschenhaaren, den Entwurf einer Bekanntmachung, betreffend Ergänzung der Verordnung über Elektrizität und Gas sowie Dampf, Druckluft, Feis- und Leitungswasser vom 21. Juni 1917, den Entwurf einer Bekanntmachung über die Verfahrungs- und Verlegungsrufen, den Entwurf einer Bekanntmachung über die Besetzung der Bayerischen Notenbank zur Ausgabe von Noten, den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Feststellung eines vierien Nachtrages zum Reichshaushaltsplan für das Rechnungsjahr 1918.

\* Wie von zuständiger Seite mitgeteilt wird, sind die deutschen U-Boote, die sich in

österreichischen Stützpunkten im Mitteländischen Meer befinden, mit der österreichischen Flotte nicht an die Südlawen ausgeliefert worden. — In Fiume ist die italienische Flotte eingelaufen und zwar auf Grund der italienischen Einwohnerlichkeit, die die Herrschaft der Südlawen nicht anerkennen will.

## Österreich.

\* Der deutsch-österreichische Staatsrat richtet an das deutsche Volk Österreichs einen Aufruf, in dem er die Befestigung des provisorischen Grundgesetzes des neuen deutsch-österreichischen Staates sowie die Wahl des Staatsrates mitteilt, der nunmehr die Regierungs- und Vollzugsgewalt in Deutsch-Österreich übernimmt. Der Staatsrat wird unverzüglich die erste deutsch-österreichische Regierung ernennen, die die Friedensverhandlungen führen, die Verwaltung der deutschen Gebiete Österreichs und die Befehlsgewalt über die deutschen Truppen übernehmen wird. Damit ist dem einmütigen Willen des deutschen Volkes entsprechend der deutsch-österreichische Staat zu lebendiger Wirklichkeit geworden, und dieser Staat wird fortan von frei gewählten Vertrauensmännern des deutschen Volkes regiert werden.

\* Der Militärkommandant Feldmarschall-Leutnant Kestranek und zwei seiner Generalstabsoffiziere sind in Prag durch die tschecho-slowakischen Nationalrat verurteilt und in Gewahrsam gebracht worden, weil sie den Versuch unternommen hätten, mit Hilfe von ungarischem Militär einen Putsch gegen den Nationalrat zu veranlassen. Die ungarischen Soldaten weigerten sich, den Befehlen Folge zu leisten und verbrüderten sich mit dem tschechischen Militär und Bürgerturn.

## Frankreich.

\* „Comme libre“, das Blatt Clemenceaus, bespricht die Bedingungen des österreichischen Waffenstillstandes und sagt, die österreichische Armee müsse die Waffen strecken. Nur die tschechisch-slowakischen Einheiten müßten eine Ausnahme machen und zur Verwendung für eine Verstärkung der Saloniki-Armee gebraucht werden. Auf diese Weise könne man mit italienischer Hilfe eine neue Front an der bayerischen Grenze gegen Deutschland bilden. Für diesen Fall würde der Rhein Deutschland keine Dedung mehr bieten.

## England.

\* Über den Waffenstillstand mit der Türkei wurde im Parlament von Sir George Cave im Auftrage der Regierung mitgeteilt, daß die betreffenden Vereinbarungen in Mudros durch den Vizeadmiral Galthrope für die Verbündeten getroffen worden seien. Die einzelnen Bestimmungen lägen noch nicht vor, doch könne mitgeteilt werden, daß sie die Durchfahrt der Flotte der Allierten durch den Bosporus in das Schwarze Meer erlauben, ebenso wie die Belegung der Dardanellen- und Bosporusforts, die notwendig sei, um die Durchfahrt zu sichern. Die Bedingungen enthielten auch die sofortige Heimleitung aller Kriegsgefangenen.

\* Am Unterhause wurde eine Frage bezüglich der Verfassungsänderungen gestellt, die jetzt in Deutschland vorgenommen werden. Cecil antwortete darauf, daß, soweit ihm bekannt sei, durch nichts bewiesen werde, daß die Macht des Bundesrats sich in irgendeiner Weise geändert habe. Die Stellung der Staatssekretäre in Deutschland sei ebenfalls unverändert. Er glaube, daß sie auch künftighin dem Reichskanzler unterstellt bleiben und durch den Kaiser nach dem Vortrage des Kanzlers entlassen werden können.

## Bulgarien.

\* Bei der bulgarischen Botschaft in Wien ist ein Telegramm aus Sofia eingegangen, demzufolge am 25. Oktober in Tirnowo die bulgarische Volksrepublik erklärt worden wäre. Zar Boris habe der Krone entläßt. An der Spitze der republikanischen Bewegung stehe der Burenführer Stambulow, der ein Heer von 40 000 Mann zusammengezogen habe.

## Der falsche Rembrandt.

18] Roman von F. A. Geißler.

(Fortsetzung.)

Milger suchte die Achseln.

„Verehrtester Geheimrat, machen Sie sich auf eine sehr große Überraschung gefaßt. Ich bringe Ihnen einen Künstler aus unserer Heimatstadt, Herrn Georg Heyden, der nicht nur die Schönheit des Bildes bestreitet, sondern sogar behauptet, es selbst gemalt zu haben, und zwar im Auftrag des Herrn Kirbach, zu dem Sie trotz meiner sachlichen Warnungen eine so selbstsüchtige Neigung empfinden.“

Der Galeriedirektor prackte zurück — doch bald faßte er sich und jagte mit überlegenem Lächeln:

„Das kann jeder sagen, verehrter Freund. Ich kenne Herrn Heyden und weiß, daß er allerdings Spezialist in Kopien nach Rembrandt ist und auch mit Herrn Kirbach eine Zeitlang recht vertraut war. Das andere ist ein Verstum oder ein Mißverständnis, wenn nicht gar etwas anderes. Doch es wird sich ja alles auflären. Jedenfalls entspricht es ganz Ihrer oft erprobten Umlicht, daß Sie den Mann gleich mit hierher gebracht haben, ehe er Gelegenheit gehabt hat, seine Ansicht öffentlich auszusprechen.“

„Er hat sich durchaus ehrenwert und einwandfrei benommen. Meine Warnungsbeispiele laube ich Ihnen auf seine Veranlassung; er hat mir versprochen, mit niemand über die Angelegenheit zu reden, und vor allem das Bild selbst in Augenschein zu nehmen, das er bis

jetzt nur aus den Beschreibungen der Zeitungen und meiner photographischen Annahme kennt. Er machte mir einen sehr günstigen Eindruck, und was er mir über Herrn Kirbach berichtet, stimmt mit meinen eigenen Informationen über diesen Herrn zu gut überein, daß ich nicht ohne Besorgnis bin —“

„Versiehe vollkommen, mein Verehrtester,“ fiel ihm der Geheimrat mit jener korbialen Derbheit ins Wort, hinter der man gern seine Gereiztheit gegen einen gute Bekannten verbirgt. „Sie waren, seien wir offen, dem Herrn Kirbach niemals recht gesinn, da er Ihnen leicht ins Gehege kommen konnte. Aber unsereiner hat die Pflicht, auf jeden tätigen Kunstfreund sein Augenmerk zu richten, und ich muß sagen, daß er mir bei einigen flüchtigen Begegnungen sehr gut gefallen hat. Ich muß daher schon bitten, ihn mit dieser unerquicklichen Sache nicht in Verbindung zu bringen. Aber lassen wir des. Ihr fühner Malersmann wird sich wohl inzwischen soweit ausgerichtet haben, daß er zu van Beeren fahren und unjeren neuen Rembrandt betrachten kann. Fünf Minuten werden genügen, um ihn von seinen Wahnideen zu heilen — na, und dann schicken Sie ihn gleich wieder zur Bahn oder lassen Sie ihn sich hier nach Herzgenstuck amüsieren, aber mir erparen Sie seinen Besuch, bei dem doch nichts herauskommen kann. Wir wollen dann in Würdigung seines guten Glaubens und seiner ehrlichen Absicht die ganze Geschichte abgetan sein lassen und ihm die kleine Bergungsgeldstreife gern gönnen.“

Milger hatte für diese nerbdie Rede nur

einen selten tabelnden Blick und antwortete mit vollendeter Höflichkeit:

„Sie haben darin recht, Herr Geheimrat, daß ich Herrn Heyden sofort zu dem Streitgegenstand führen muß. Das soll gleich geschehen, denn die Nachfahrt im Schlafwagen war nicht aufrengend für ihn wie für mich. Aber ich muß doch bitten, daß Sie gegebenenfalls eine Unterredung mit dem Herrn haben, falls er bei seiner Auslage bleibt. Denn in diesem Falle müßte ich auf einer Klärung der Sachlage bestehen, bevor ich —“

Er machte eine vielsagende Pause, und Wolmann war lug genug, sich die unausgesprochenen Worte zu ergänzen. Ohne Milgers finanzielle Hilfe war er machtlos. Darum verbiß er seinen Zorn über die drohende Andeutung des Geldfürsten und sprach ganz heiter und harmlos:

„Na, selbstverständlich, lieber Freund. Bringen Sie mir Herrn Heyden unter allen Umständen her, es soll mich freuen, ihn zu sehen, wenn er aus einem Saulus ein Paulus geworden ist. Ich bleibe einstweilen hier im Hotel.“

Milger empfahl sich und fuhr mit Georg, der vor Aufregung kein Wort sprechen konnte, in einem Mietwagen zu der Kunsthandlung von van Beeren, in deren Hauptraum sich Maler, Kunstfreunde und vor allem Journalisten drängten, während der neue Rembrandt in einem besonderen Nebenabteil unter Verschluss aufbewahrt wurde.

Milger war dem Inhaber wohlbekannt und wurde sofort nach dem Sonderräume geführt. Georg folgte ihm schweigend, aber die Erregung

stand ihm zu deutlich auf dem Antlitz geschrieben, als daß es die Umstehenden nicht hätten merken sollen. Sie beobachteten ihn scharf, und ein kleiner, schmachtiger Journalist häufte sich an ihn so dicht heran, daß er, als die Tür zum Kabinett geöffnet wurde, mit der Gewandtheit einer Katze hineinschlüpfte und sich hinter einem der breiten, schweren Seidenvorhänge verbarg, wo er atemlos des Kommenden harrete in der Hoffnung, für eine besonders aufsehenerregende Mitteilung an sein Blatt Stoff zu gewinnen. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Denn kaum hatte Georg einen Blick auf das umstrittene Bild geworfen, so sagte er mit harter Stimme, aus dem Gewißheit und Entschlossenheit klangend:

„Es ist mein Werk. Neben Gd teile ich darauf. Ich hab's auf Herrn Kirbachs Bestellung gemalt und ein gutes Honorar dafür erhalten — 2500 Mark waren für mich ein schönes Geld — Gott verzeih' ihm, daß er meine ehrliche Arbeit zu einem Betrug ausgegenügt hat — aber ich bin meiner Sache ganz sicher.“

„Herr Heyden,“ sagte Milger ernst, doch nicht ohne Güte, „bedenken Sie, welche Folgen Ihre Aussage haben muß —“

„Ich weiß es, aber hier hilft kein Überlegen. Hier heißt es nur, seine Pflicht tun. Ich bin kein Gelehrter und kein Diplomat, aber ich weiß, was ich tun muß.“

„Die Kommission hat das Bild für echt erklärt,“ warf Milger ein.

„Gerade deshalb muß ich reden. Kommissionen haben sich schon hundertfach